

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 19

Artikel: Der Böse
Autor: Niggli, Martha
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640763>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rudolf Steiner eine ganz ungewöhnliche sittliche Kraft ausströmte und daß seine Lehre jedem, der sich ihr als ernsthaft Suchender nahte, hohe positive Werte für sein ganzes Leben vermittelte. Man braucht nicht Anthroposoph zu sein, um daran zu glauben, daß Dr. Steiner auch nach seinem Tode in seiner Lehre weiterwirken wird. H. B.

Der Böse.

Von Martha Niggli.

Es war einmal ein Mann, der war Mechaniker in einer Automobilfabrik und er verdiente viel Geld. Man darf sein Geld natürlich nicht mit dem des Fabrikbesizers vergleichen, sonst wäre es nur wenig gewesen. Aber er verdiente viel Geld. Er war außerordentlich groß und stark, so ein Kerl, der Mühlsteine hätte zu tragen vermögen. Deswegen war er Oberturner. Er war aber auch Paukenist bei der Stadtmusik, und, da er alle andern an Länge übertraf, Stimmzähler beim Josephenverein. Er konnte auch schreiben, denn er war acht Jahre in die Schule gegangen, und deswegen führte er das Akkordbuch des Ruderkubs. Ja, ich könnte Seiten füllen, wenn ich alle Wenter aufzählen wollte, die ihm übertragen worden waren.

Aber ich will das nicht. Ich will nur noch sagen, daß er noch jung war und das entschuldigt manches. Wenn er reifer an Jahren gewesen wäre, so hätte er am Samstag nicht einfach zu seiner Frau gesagt: „Alte, gib das Fressen her!“ und wäre dann fortgelaufen, um erst in der Sonntagsnacht wieder zu kommen, sondern er hätte sich vielleicht auf den Ofentritt gesetzt und hätte mit seinen 3 kleinen Kindern gespielt. Aber eins davon hatte ein krankes Beinchen, das nur in der Höhenform geheilt werden können, und dieses Büblein mochte er nicht ansehen und nannte es nur den lahmen Siech. So ein gesunder bäumiger Kerl, der Mühlsteine zu tragen vermöchte, kann nichts Krankes sein, sonst wird er selber krank. Deshalb ging er fort. Er brauchte auch des Nachts gar nicht heimzukommen, denn es gab selbst in der kleinen Stadt Weiber genug, schöne, gesunde, busperne Weiber, die sich nicht mit zwei Kindern und einem lahmen Siech schleppten, welche solch einen Kerl gern für eine Nacht bei sich aufnahmen. Er hatte auch immer Geld. Seine Frau war als Mädchen Näherin gewesen. Es genügte, wenn er ihr den Hauszins bezahlte und am Ende des Monats das Brot- und das Milchbüchlein. Sie konnte auch noch was dazu tun.

So war es also, höchst gewöhnlich und höchst prosaisch. Und dieser Mann starb.

Die junge Witwe, die bleicher war als der Tote im Schrein drin, saß am Sarg und sieben Vereine hatten schon Kränze gebracht, jeder zu 50 Franken, und sie rechnete aus, daß damit fast das Bein des Bübleins hätte geheilt werden können, und sie war so arm wie das Sterntalerkind und konnte doch nicht von dem Toten und den schlafenden Kindern weg in den Wald laufen, daß Sterne vom Himmel fielen und zu harten blanken Talern würden, die sie so nötig brauchte. Das Licht war angelaufen und brannte trübe, denn sie hatte in den letzten Wochen Staub und Fliegenschmutz nicht mehr von der Glasbirne waschen können. Es war schon tief in der Nacht, bald Mitternacht, und gewiß brachte jetzt niemand mehr Kränze. Aber als es zwölf Uhr schlug, ging doch die Türe noch einmal und es schwang gekleideter Herr mit hohem Seidenhut, Lederhandschuhen und feinem Aussehen trat in die Stube. Er trug keinen Kranz und sie kannte ihn nicht. Sie mußte ihn nur immer ansehen, so fein sah er aus. Er sah sie mit blinkenden Augen an und sagte:

„Morgen soll also großes Begräbnis sein. Ich hörte davon. Der Chopinsche Trauermarsch und elf Fahnen. Aber habt Ihr denn auch Geld für das Leichenmahl?“ Sie wand sich und schüttelte den Kopf.

„Hört“, fuhr er fort, „ich bin ein reicher Herr — —“ Sie hob den Kopf und hörte beinahe die Sterntaler fallen. „Ich bin ein reicher Herr und besitze ein großes Landgut, wo Euer Büblein wieder gesund werden könnte — —“ Da fiel ihr ein, daß der Tote dort das Kind den lahmen Siech genannt hatte und sie bäumte sich wild. Aber der andere fuhr fort: „Mein Landgut liegt an einem hochgehenden Fluß und eine Straße führt dort vorbei, welche alle Leute gehen müssen. Die Kinder spielen manchmal, wenn sie zur Schule gehn, und alte Leute gleiten aus, wenn sie Besorgungen zu machen haben. Die Straße führt aber dort so nah am Fluß hin, daß Kinder und alte Leute dann hineinfallen. Ich hatte aber einen guten Hund. Dieser Hund hat 23 Menschen das Leben gerettet. Er ist jetzt tot und soll ein christliches Begräbnis haben mit Trauermarsch und Fahnen.“

Die Frau starrte ihn an und seine Augen blinkten in die ihren. Das Blut brauste ihr und sie wollte schreien: „Nein, nein, nein!“ Aber alle Anstrengung nützte nichts. Sie hatte schon so furchtbar gelitten, daß sie keine Kraft mehr zum Schreien besaß, auch bei dem Allerentsetzlichsten nicht. Der feingekleidete Herr zählte auch schon Banknoten auf den Tisch und sie hielt die Feder in der kalten starren Hand um zu schreiben. Aber nein, sie schrieb ja nicht. Gewiß schrieb sie nicht. Im Bettchen nebenan regte sich der arme kleine lahme Siech. Das Beinchen schmerzte und er wimmerte leise. Da haßte sie den Toten so fürchterlich, wie sie den Lebendigen nie geliebt hatte. Da schrieb sie.

Der feine Herr steckte die Quittung zu sich, legte den Toten, der beinsteiß war, auf den kalten, nassen, gefegten Boden, zog unter dem Rock hervor einen riesigen Neufundländer — man wußte nicht, wie er ihn dort hatte verbergen können —, ein prachtvolles Tier, dessen jetzt stumpfes Fell einmal gegläntzt haben mußte wie Seide, und legte es auf das Laten über den Hobespänen. Dann hob er den Sargdedel und legte ihn über den Schrein. Die Frau saß starr und wollte schreien. Aber wenn sie den Mund öffnete, so sah der Mann von seiner blitzschnellen Arbeit auf und seine Augen blinkten in die ihren und dann klapperten ihr die Zähne. Er schlug die Nägel in den Sarg. Aber man hörte weder Hammerschlag noch das Drehen einer Schraube. Dann hob er den Toten von der Erde, schob ihn unter den Arm und ging zur Türe hinaus. Eine Uhr im obern Stockwerk, die ein paar Minuten nach ging, schlug zwölf durch die Diele herab.

Die Frau erwachte. Alles war so furchtbar. Sie wunderte sich, daß der Sarg geschlossen war. Aber wahrscheinlich hatte der Schreiner harmloszig es getan und sie erinnerte sich dessen nicht einmal mehr. Auf dem Tisch lag ein Stoß Banknoten, ein rechter Stoß. Aber gute Leute waren da gewesen, auch der Armenpfleger und der war ein edler Mensch wie nicht alle seines Berufs.

Am andern Tag wunderte sich auch kein Mensch, daß der Sarg geschlossen war. Der Mann hatte so viele Freunde gehabt. Einer konnte wohl den Dedel aufschrauben. Niemand wunderte sich, daß die Frau Geld besaß. Es gab noch immer gute Leute und man hatte ja immer bedauert, daß die feine zarte Frau an dieses Scheusal von Mann gekettet gewesen war. Sie lud die Leute auch ein, nachher in den „Raben“ zu einem kleinen Mahl zu gehen und sie sagte, daß sie nun das Büblein in ein Kinderheim nach Arosa geben wolle. Ihr Mann hätte es nur nie fortlassen wollen.

Alles war in Ordnung, gottlob. Die Frau war bleich wie der Tod und der Sarg wurde in den Wagen getragen. Die Pferde hatten schwarze Deden auf, Schleifen im Zaumzeug und Riesenkränze hingen rings um den Wagen, auf deren violetten, goldenen und schwarzen Bändern Worte standen wie: treu, unvergänglich, bewährt, unersehllich usw. Und hinter der Leiche her schob sich eine dicke Schlange von Menschen, aus der Fahnenstangen auftrugen.

Als der Zug um eine Ecke bog, stand da ein feingekleideter eleganter Herr. Er trug einen hohen Seidenhut, hatte den Elfenbeinknopf seines Stockes, gegen die Lippen



Louis Dürr. — Seeberg im Nebelmeer (Ober Bayern).

gepreßt und sah so distinguiert aus wie niemand sonst in der Stadt. Es war offensichtlich, daß er auf den Leichenzug wartete und sich ihm anschließen wollte. Was für ein Mann mußte der Tote gewesen sein, und was für Verbindungen mußte er gehabt haben, daß ein solcher Herr ihm die Ehre erwies. Die Glieder der schwarzen Schlange blähten sich und jekt, gerade jekt, setzte der Chopinsche Trauermarsch ein. Er hätte zwar erst angesichts des Friedhofes gespielt werden sollen; aber eine Ehrung rief wieder einer andern.

Den Marsch hatte man eingeübt als vor Jahresfrist ein großer Künstler begraben wurde, der sich in die kleine Stadt zurückgezogen hatte und dann hier gestorben war. Jetzt konnte man ihn noch, und um einen treuen, unvergeßlichen, bewährten und unerfälichen Kameraden zu ehren, war er gerade recht. Es war ein ergreifendes Spiel und der feine schwarze Herr hatte Tränen in den Augen und ein Lächeln um den feinen schmalen Mund. Die Fahnen wehten in der lauen Luft und rauschten auf, als sei irgendwo im Weltensraum eine Freude darüber, daß der Verdienst einmal am rechten Ort geehrt werde. Man fing auch gerade eine neue Friedhofsede an mit Toten zu belegen und es war recht, daß das neue Viertel einen solch würdigen Anfang nahm.

Nach dreißig Jahren, als das kleine lahme Büblein ein Mann geworden war und selber ein kleines lustiges Büblein hatte, das aber nicht sieh war, da lag der ganze Kirchhof voll Leichen und ein Teil mußte wieder umgraben werden. Es traf nach dem Gesetz gerade jenes Viertel, wo man einst den unerfälichen Freund beerdigt hatte. Als man das erste Grab in der Ecke auftat, fand man das vollkommene Skelett eines riesigen Hundes.

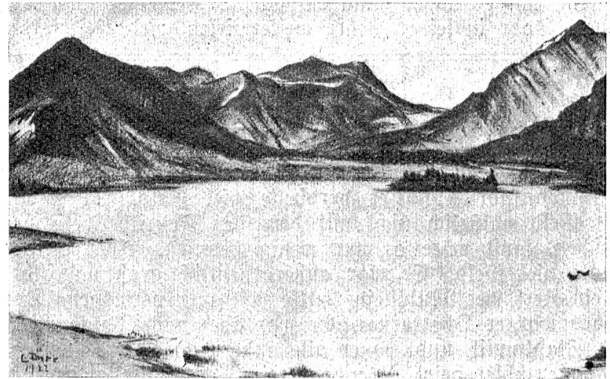
Ein Dr. phil., der in der Stadt lebte und Altertumskunde betrieb, wurde gerufen und stellte fest, daß es sich hier um eine Grabstätte aus der Alemannenzeit handle, in der ein Fürst mit seinem Leibhund begraben worden sei. Man grub auch nach den Überresten des Fürsten. Man fand sie nicht. Sie mußten wohl in Staub zerfallen sein. Der Hund war ja auch wichtiger Zeuge eines alten Totenkultus.

Es erschien eine Schrift über die Angelegenheit. Man kann sie in den Buchhandlungen kaufen.

Louis Dürr.

Die Besucher der Burgdorfer Kaba vom letzten Jahr haben sicher noch die gestalthaften Bilder Dürrs in Erinnerung, die in den Raumkunstzimmern und in den Abteilungen des Werkbundes und des Kunstgewerbes durch ihre

Geschlossenheit und sichere Linienführung auffielen. Hatte man in den letzten Jahren mehrfach Gelegenheit, den Maler Dürr anhand von Ausstellungen auf seinem Entwicklungs-



Louis Dürr. — Schlierseelandschaft (Ober Bayern).

weg zu begleiten — notabene mit freudiger Befriedigung — so veranlaßt zurzeit ein Schaufenster der Buchhandlung E. Bircher N.-G. in Bern mit Zeichnungen Louis Dürrs die Kunstfreunde zum Verweilen vor einer Sammlung von Kunstwerken, die man ihres unaufdringlichen eigenartigen Reizes wegen mit Wohlgefallen betrachtet. Die Ausstellung ist ein Ganzes: meistens Landschaftsausschnitte des malerisch reichen oberbayerischen Gebirges, mit dem Stiff vor allem in der charakteristischen Form, aber auch in der stimmungshaften Tönung wiedergegeben. Die Art, wie die Gegend des Schliersees plastisch dargestellt wird, ist für Dürr bezeichnend: mit der Genauigkeit einer kartographischen Panoramaaufnahme sind die Rammkanten und Seitengräte in ihren minutesten Bewegungen festgehalten. Die im Tal zerstreuten und die Hänge ansteigenden Waldgruppen verstärken mit feinsten Ausläufern den Eindruck der höchsten Empfindsamkeit für das Lineare, heben aber zugleich die körperliche Gestalt des Bildes durch ihre landschaftliche Formlichkeit hervor. Wir schauen wie an helllichtigen Föhntagen die Berge überdeutlich, zarter, erregter.

Wie Louis Dürr sich bemüht, die Linie in ihrer subtilsten Erscheinung zu erfassen, zeigen mehrere studienartig gehaltene Blide in das Gewirr der Kämme und Gipfel. Ueber dem Nebelbrauen schwingen sich schwarze Silhouettenbänder von Felssturm zu Turm: Gräte, die mit gekackter, gebrochener, sich wölbender First vor dem hellen Himmel abstechen. Oder eine Bergmasse ragt grau ins Graue, einzig sich lösend aus dem eintönigen Grund durch die für jede Bewegung empfindsam, aber doch scharf gezogenen Ranten der Höhen und Seitentämme. Die räumliche Tiefe des Bildes geht bei dieser Betonung der Linie nicht verloren. Die Luftperspektive kommt durch einfache, sehr wirksame Mittel zur Geltung. Eine mit der feinen Konturierung sich gut vertragende Licht-Schattenverteilung gibt den herausgearbeiteten Landschaftsformen etwas stimmungshaft Weiches, das sich im Blick über den Starnbergersee zur melancholischen Reminiszenz verstärkt. Daß aber doch Stärke, Willenskraft eher als Lässigkeit das künstlerische Wesen Dürrs bestimmen, dafür sind die Nebelbilder Zeugen, in denen die trostigen Felsgestalten wohl düster, aber nicht wie ergeben Versinkende sich aus dem brodelnden Chaos emporreden. Eine markante Aufnahme der Jungfrau Gruppe zeigt Dürr im Besitz kräftigster Ausdrucksmittel, die vielleicht nur noch zu gewissenhaft sich an die geographisch naturgetreue Erscheinung halten. Wenn Louis Dürr seine technische Fertigkeit und sein reiches Formmaterial in den Dienst eigener Gestaltungsideen stellen wird, bekommen wir sicher Kunstwerke von ausgeprägtem Formcharakter und stimmungstarkem Gehalt zu sehen.

G. L.